

achtungen erwachsen sind, der weiß schließlich auch, welche Arbeitskraft, ja Zähigkeit vonnöten ist, um das mühsame Geschäft der Edition überhaupt durchzuhalten und zu einem guten Ende zu führen. Es handele sich um eine „gelungene Studie und mustergültige Edition“, heißt es zusammenfassend im Deutschen Archiv (D.J., DA 50, 669 f.). Spätestens nach der Promotion war klar: Klaus Zechiel-Eckes sollte die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen. Für sein Habilitationsprojekt wählte er Florus von Lyon, einen der klügsten und scharfsinnigsten karolingischen Intellektuellen. Gründliche Studien führten ihn als Habilitationsstipendiat der DFG bzw. des Deutschen Historischen Instituts in Paris nach Albi, Autun, Lyon, Montpellier, Paris und Troyes, wo er das handschriftliche Material untersuchte: es waren – nach seinen eigenen Worten – „Hunderte von Handschriften“, die vor Ort analysiert wurden. So besteht denn auch die Schrift, die dem Habilitationsverfahren im Wintersemester 1997/1998 an der Universität Freiburg zugrunde lag, aus zwei Blöcken: Einer auf genauester Quellenkenntnis beruhenden Darstellung des Florus und, wie es im Titel der eingereichten Fassung bescheiden heißt, einem „editorischen Anhang“. Letzterer soll im Rahmen der Florus-Gesamtausgabe (CC Cont. med.) herauskommen, ersterer ist 1999 als Monographie erschienen (Schriftenverz. a 2). Die Lektüre ist über weite Strecken geradezu spannend. Warum spannend? Weil hier Schritt für Schritt auf Grund bisweilen mikroskopischer, präziser Einzelbeobachtungen ein Gesamtbild erwächst, dessen Entstehung der Leser geradezu miterlebt und das überzeugend und in sich stimmig ist. Die Aufmerksamkeit für drei Verweispünktchen oder kleine Häkchen am Rande eines Manuskripts, die Aufhellung ihrer Bedeutung und die Entdeckung der größeren Zusammenhänge, das waren die besonderen Stärken von Zechiel-Eckes. So konnte er solche Benutzungsspuren zu Leben erwecken, konnte zeigen, wie aus der Lektüre und Arbeit mit Texten Neues entstand. Dabei verband ihn der Drang zu unerbittlicher Genauigkeit im kleinsten Detail – bei allen sonstigen Unterschieden – mit seinem Lehrer Hubert Mordek, mit dem er auch die Vorliebe für die sog. Hilfswissenschaften, insbesondere die Paläographie und die Kodikologie, teilte. Ein Beispiel nur: Die erste Seite der Berner Handschrift, die in dem DA 66 (2010) S. 19-54 gedruckten Aufsatz abgehandelt wird, ist so gut wie nicht zu lesen, man kann mit aller Mühe vom Mikrofilm bzw. vom Digitalisat auch bei Anwendung aller technischen Manipulationsmöglichkeiten nur einige Satz- und Wortketten entziffern. Immerhin: Das reicht, um die Textstelle zu identifizieren und deren Inhalt zu rekonstruieren, auch wenn man ehrlicherweise in der Edition Textlücken bieten muss. Das ließ ihn aber nicht ruhen, er reiste noch einmal nach Bern. Dann konnte er berichten: „Habe drei Stunden lang stehend und nach vorn gebeugt durch die Lupe (!) der Quarzlampe die erste Seite des Frag. Buchstabe für Buchstabe abgearbeitet und konnte letztlich fol. 1 recto komplett lesen. Alles andere wäre mit meinem Ethos als Hilfswissenschaftler auch nicht vereinbar gewesen ...“ Dieser Zug war ihm von Anfang an eigen, und nur dank der mit Zähigkeit gepaarten virtuellen Fertigkeiten auf diesem Felde war z. B. die Abfassung eines Kapitels „Florus von Lyon bei der Arbeit“ möglich. Man musste eben Punkt für Punkt eruieren, was